

PR^{ac} SENS

Georg Kremnitz

Aufstieg und Fall der „kleineren“ Sprachen Europas

Die Veränderungen der Zielsetzungen von
sprachlichen Renaissance-Bewegungen
aufgrund der Veränderungen der
Kommunikationsbedingungen

PRAESENS VERLAG



© 2023 Praesens Verlag | <http://www.praesens.at>

Coverbild: © Designed by Freepik
Cover-Gestaltung: Praesens Verlag

Verlag und Druck: Praesens VerlagsgesmbH. Printed in EU.

ISBN: 978-3-7069-1196-2

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Gertraud

*und für alle, denen die Sprachenvielfalt
auf dieser Erde etwas bedeutet*

Inhalt

Vorwort	9
1. Einleitung	16
<i>Probleme, Erkenntnisinteresse, Zielsetzung</i>	16
<i>Bibliographische Grundlagen</i>	20
2. Grundlagen und Definitorisches (theoretischer Teil)	24
2.1. Kommunikation: Formen und Funktionen	24
2.2. Sprache	37
2.3. Sprache und Politik	55
2.4. „Kleinere“ Sprachen	77
2.5. Globalisierung – Mobilität	82
3. Überblick über die sprachhistorischen Entwicklungen in Europa	92
3.1. Die (vor allem west-) europäische Sprachenlandschaft im Mittelalter	93
3.2. Erste Veränderungen seit dem 15. Jahrhundert: die Erfindung des Buchdrucks und die Reformation	105
3.3. Die unmittelbaren Folgen dieser Veränderungen für die Kommunikation und die Sprachen	120
3.4. Die widersprüchlichen Sprachkonzeptionen der Aufklärung und ihre Folgen für die Sprachen	135
3.5. Die Veränderungen der Kommunikationsbedingungen im 20. und 21. Jahrhundert und ihre Folgen für die Sprachen	167
4. Zur heutigen Situation und den augenblicklichen Entwicklungen	224
5. Perspektiven	253
6. Bibliographie	257
6.1. Allgemeine Nachschlagewerke	257
6.2. Andere Titel	257
7. Indices	271
7.1. Liste der erwähnten Sprachen	271
7.2. Namensindex	281

Vorwort

« Paure mai que li paures sabe qu'es un país. »
 Enric Espieut¹ (1970)

Seit bald sechzig Jahren beschäftige ich mich einigermaßen konsequent mit dominierten Sprachen. Meine früheste bewusste Erinnerung in dieser Hinsicht bildet eine Hausaufgabe, die unser damaliger Deutschlehrer uns 1961 oder 1962 gab: wir sollten eine Liste der Sprachen Europas zusammenstellen. Als ich in meiner Liste auch das Katalanische aufführte (ich hatte es in einer Enzyklopädie gefunden und wusste sonst noch nichts von dieser Sprache), wollte er davon nichts wissen: das sei nebensächlich. Nur ein Jahr später erfuhr ich erstaunt, dass während eines Aufenthalts im Rahmen des Schüleraustausches in Südfrankreich einer meiner Gesprächspartner, ein gebildeter Herr, mir erklärte, eigentlich seien er und die Seinen keine Franzosen, sondern Katalanen. Erst aus heutiger Sicht kann ich sagen, dass er Schwierigkeiten hatte, seine eigene Identität zu bestimmen: „objektiv“ gesehen, war er eher Okzitanier. Zu gleicher Zeit verwendeten die Gleichaltrigen in dem Dorf, in dem ich untergekommen war, wenn sie nicht wollten, dass ich sie verstehe, eine Sprache, die sie als *Patois* bezeichneten. Es dauerte geraume Zeit, bis ich entdeckte, dass es sich dabei um das Okzitanische handelte, die Sprache, die einst die Trobadore verwendet hatten. Als ich bald darauf ein Jahr lang in Montpellier studieren konnte, schrieb ich mich für die okzitanischen Sprachkurse und Vorlesungen ein, ein Interesse, das bis heute anhält und sich im Laufe meines akademischen Lebens auf andere

1 „Ärmer als die armen kenne ich ein Land.“ Enric Espieut (Henri Espieux, 1923-1971), okzitanischer Dichter.

Sprachen ausgedehnt hat; ich wusste anfangs nicht, dass Montpellier damals das Zentrum der okzitanistischen Bewegung war und ich mich damit im Brennpunkt des Geschehens befand. In Montpellier begegnete mir auch das Katalanische in Vorlesungen wieder, und kurz darauf wurde ich mit dem Kreolischen von Martinique konfrontiert. Immer neue Sprachen in dominierter Position, Sprecherinnen und Sprecher, die gegen Vorurteile kämpfen mussten, immer wieder Probleme. Nie werde ich den alten Gärtner auf Martinique vergessen, der sich bei mir entschuldigte, weil er kein Französisch spreche, sondern nur Kreolisch (er hatte nie die Chance gehabt, auf eine Schule zu gehen) – dabei verstand ich ihn recht gut. Umgekehrt erinnere ich mich an jenen Angehörigen der farbigen Oberschicht von Fort-de-France, der mir, als ich von einem Lehrer berichtete, der im Unterricht (auch) das Kreolische verwendete, sagte, sollte das ein Lehrer seiner Kinder wagen, würde er ihn sofort verprügeln. Kurze Zeit später saß ich in Perpignan/Perpinyà dem katalanischen Gelehrten Jordi Carbonell gegenüber, der gerade nach Foltern aus den franquistischen Gefängnissen entlassen worden war; eine internationale Kampagne hatte ihn gerettet. Sein Vergehen: er wollte auch im Verhör Katalanisch sprechen. Einen bleibenden Eindruck hinterließ mir der Kärntner Ortstafelstreit von 1972. Ich lehrte damals als Lektor an der Universität Bordeaux. Die französischen Kollegen und Studenten baten mich, den Deutschen, ihnen zu erklären, was sich in Österreich ereignete. Dabei verstand ich es selbst nicht. Für lange Jahre verbanden sich für mich eher negative Konnotationen mit Österreich (ich konnte ja nicht ahnen, dass ich eines Tages dort leben und arbeiten würde). Ich könnte unzählige andere Anekdoten anfügen, in denen ich auf Menschen aufgrund ihres sprachlichen Verhaltens oder von Äußerungen über solches Verhalten aufmerksam wurde. Erst im Laufe meiner Arbeit wurde mir bewusst, dass Mehrsprachigkeit auch in meiner eigenen Familie – und damit für mich – eine Rolle gespielt hat.

Darum soll es im Folgenden nicht gehen. Nach so langer Zeit stellt sich für mich die Frage, ob und inwiefern das Engagement für solche Sprachen erfolgreich war oder ist oder nicht. Es geht weniger um eine persönliche Bilanz – diese lässt sich nicht vermeiden und fließt ein – als um den Versuch, zu sehen, was sich in diesen Jahrzehnten in Bezug auf Kommunikation in diesen Sprachen verändert hat, und welche Aussichten sich aus heutiger Sicht für die Zukunft eröffnen. Wie geht es den

„kleineren“ Sprachen heute und welche Perspektiven für die Zukunft haben sie? Daraus erwächst die größere Frage, wie sich die menschliche Kommunikation überhaupt in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Sie kann indes bestenfalls in Ansätzen berührt werden.

Um einen möglichst weiten Überblick zu bekommen, spreche ich zunächst – auch im Titel dieses Buches – von „kleineren“ Sprachen, denn die Erfahrung zeigt, dass es zwar einen Unterschied bedeutet, ob eine Sprache über einen staatlichen Apparat verfügt oder nicht, dass aber auch für die Lage vieler von nur wenigen Sprecherinnen und Sprechern gesprochenen offiziellen Sprachen dieses Kriterium nur eines von vielen ist, die sich gegenseitig verstärken oder abschwächen können. Erst allmählich soll eine genauere Terminologie fixiert werden, die Unterschiede benennen und zugleich Parallelen sichtbar machen soll. Andererseits begrenze ich mein Beobachtungsfeld weitgehend auf Europa, um die Zahl der zu berücksichtigenden Variablen nicht ins Unermessliche anwachsen zu lassen. Allerdings erlaube ich mir, auf Beispiele aus anderen Teilen der Erde zurückzugreifen, wenn sie mir besonders aussagekräftig scheinen.

Standen lange Zeit vor allem die autochthonen dominierten Sprachen im Zentrum des Interesses und der politischen Bemühungen, so treten ihnen schon seit einiger Zeit die Sprachen der Immigration an die Seite, nachdem diese – es gab sie schon immer – in den letzten Jahrzehnten immer größere Dimensionen angenommen hat. Sie sind daher auch zu betrachten, stehen hier allerdings nicht im Vordergrund. Die Problematik aber ist ganz ähnlich. Nicht zuletzt diese Erweiterung führt dazu, dass dieselbe Sprache sich je nach dem Ort ihrer Verwendung in ganz unterschiedlichen Situationen befinden kann. Solche Unterschiede können für die Sprecher wie für die Sprachen bedeutsam werden. Schließlich denke ich, dass es sinnvoll ist, der Darstellung der historischen und gesellschaftlichen Abläufe einen theoretischen Teil vorzuschicken, der die von mir verwendeten Begrifflichkeiten fixieren und zugleich Zusammenhänge und Widersprüche deutlich machen soll.

Schon die Zahl der Sprachen auf der Erde bildet die Grundlage zu Problemen. Bereits im Alten Testament wird sie deshalb in der Episode des Turmbaus zu Babel zur Strafe für die Hybris der Menschheit erklärt: im ersten Buch Mose, 11, verhindert bekanntlich die Sprachverwirrung die Vollendung des Baues. Sprachliche Vielfalt wird infolgedessen in der jüdischen und dann auch christlichen Überlieferung als Last verstan-

den. Dieses Verständnis hat sich in laizisierter Form vielfach bis in die Gegenwart gehalten. Viele Sprachen werden als Beeinträchtigung der unmittelbaren Kommunikationsmöglichkeiten und somit als Nachteil interpretiert, nicht als Bereicherung, die durch die unterschiedlichen Erfahrungshintergründe der verschiedenen Sprechergruppen erwächst. Damit werden die kollektiven Erkenntnisse vieler Gesellschaften als unwesentlich abgetan. Außerdem: die Erfahrung zeigt, dass eine gemeinsame Sprache die Kommunikation nicht notwendig verbessert, wenn sie nicht von einem solidarischen Geist beseelt wird.

Die Auffassung vom Wohl der Einsprachigkeit liegt noch der Sprachenpolitik der meisten modernen Staaten zugrunde, die einer einzigen oder ganz wenigen Sprachen das Monopol der öffentlichen Kommunikation geben wollen. Damit werden alle, die diese Sprache(n) nicht von Haus aus sprechen, in eine unterprivilegierte Stellung verwiesen. Darüber hinaus wird der Mensch implizit als einsprachiges Wesen verstanden, was er nun, wie die alltägliche Erfahrung zeigt, nicht ist. Damit wird aber auch eine rechtliche Asymmetrie geschaffen, die dem Prinzip der Gleichheit schon im Ansatz widerspricht. Eine *wirkliche* Demokratie ist auf dieser Grundlage nicht möglich. Die *praktische* Politik der Staaten widerspricht (einmal mehr) den *erklärten politischen Grundsätzen*.

Gleichzeitig entsteht ein ethisches Problem: manche werden „gleicher als gleich“. Warum können Gesellschaften sich nicht so organisieren, dass sie ihre internen Unterschiede berücksichtigen und als Bereicherung empfinden? Natürlich ist das nicht ganz einfach, zumal in einem Zeitalter der Globalisierung wie dem unseren – aber man könnte das auch als einen Preis betrachten, der für die zunehmende Mobilität zu bezahlen ist.

Denkt man die Frage bis ans Ende, so taucht noch ein weiteres ethisches Problem auf: man hat Sprache vielfach als das Merkmal bezeichnet, das den Menschen von anderen Lebewesen unterscheidet; neuere Untersuchungen ergeben allerdings, dass viele Tiere eine hoch entwickelte Kommunikationsfähigkeit besitzen, deren weitere Erforschung in einigen Fällen (etwa bei Walen) noch Überraschungen erwarten lässt. Wie wird man die Unterschiede zwischen Mensch und Tier in Zukunft formulieren können? In manchen Gesellschaften geht die Gesetzgebung hier in neue Räume. Müssen wir in vielerlei Hinsicht unser (vermeintliches?) Wissen grundlegend in Frage stellen?